

Kritik eines ungeschriebenen Buches

Autor(en): **Gan, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1927)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kritik eines ungeschriebenen Buches

Von Peter Gan

Bücher aus Büchern zu machen, ist auch heute noch – trotz Tristan Shandy – statt eines diskreditierten ein distinguiertes und meist auch ein indiskretes Gewerbe.

Haben in goldenen Zeitaltern die *πράγματα* etwas gegolten (und wir dürfen's aus der Überlieferung schließen), so galten doch schon den Alten die *δόγματα* mehr, und so halten wir uns an die *δογμάτων δοξάσματα* getreu jenem ewigen Fortschritt, den die Gottheit uns nur allzu offensichtlich in Sonderpacht gegeben hat. –

Wenn sich einmal ein schwärmender Tagfalter oder Nachtvogel in unsern literarischen Bienenkorb verirrt, so stürzen sich sämtliche Drohnen mit ihren gallapfelgiftigen Dolchen auf den willkommenen Gast und haben ihn im Umsehen mit dem balsamierenden Gallert ihres Tadels und Beifalls überzogen, der ihn fürs erste so unsterblich wie unschädlich macht.

Oder unbildlich gesprochen: Text ist jenen Geistern Vorwand zu Kommentaren, und sie schlagen diese Sargdeckel der *echten* als Flügeltüren der *eigenen* Bedeutung als ihre eigenen und gegenseitigen Lakaien in Einem so selbstgefällig zu und auf, wie sie die papierenen Grabkammern, die sie der Größe schaufeln, für ihre eigenen Panthea, und wie sie ihre schmutzige Nekrosylie für lauterer Weinbergsdienst ausgeben. –

So sehr sind wir's gewohnt, ihnen als zahme Bildungswesen alles aus der dritten Hand zu fressen, dass unser fadenscheiniges Gewebe schon längst den bloßen Geruch des schieren Lebensbrottes nicht mehr verträgt.

Und bedenken wir, was alles der Hirnpansen des wiederkäuenden Kulturadepten in sich hereinlassen muss, so kann's uns nicht wundernehmen, dass er sich erbricht. Täte er's nur nicht in Büchern, da er nun so manche rechtschaffenen Seelen, für die recht eigentlich das gute Korn bis unters Dach unserer Sprachscheuer aufgespeichert liegt, zu Mitessern am vorgekauften Letternheu seines ausgelaugten Gewölles und gar zu Mitschuldigen an der Tintensündflut macht!

Aber längst ist die Symbiose zwischen beiden zur wechselseitigen Unentbehrlichkeit geworden, und der entartete Psalter¹⁾ tönt nur den adaptierten Unrat des fremden Denkdarms wider. –

¹⁾ So heißt der dritte Magen ruminierender Wesen.

Wüsste ich nur das Antidot und Purgativ eines Heilkrauts gegen diese Pest, ich ließe seinetwegen die Blaue Blume stehen! – Es müsste ein rechter Stechapfel, Stachelnuss und Igelskolben sein, dessen schwarzer Same schon den Alten das beste Gift gegen jederlei Engbrüstigkeit und Narretei abgab (wie uns Dioskorides und Theophrast berichten), und der überdies dem Delphischen Dreifuß zu leichteren Niederkünften mit seinen anmutig-enigmatischen janusköpfigen Wechselbälgen verholphen haben soll.

Aber ich zweifle, ob diese Höllenfrucht etwas ausrichtet gegen die Satanszucht jener Inzestparasiten, so sich am lebendigen Leibe ihrer Mutter gütlich tun und in solcher Schändlichkeit nur am Schafswurm einen unwürdigen Gesinnungsgenossen haben; denn wenn ein Ähnliches den kleinen Jungfüchsen nachgesagt wird, so ist es doch nur die tote Mutter, zu der sie nur der Hunger treibt, und es geschieht nur aus kindhaftem Übergang vom Milchsaugen zum Blutsaugen, während jene Vampyre aus Übersättigung ihr oresto-stymphalidisches Geschäft betreiben. –

Gegen solchen schwefelschwangeren Himmel, der statt eines grollenden Gewitterkinds, das seine flammende Zickzacknabelschnur eigenhändig zerreißt und mit Götterfüßen den blutigen Schoß der Erdmutter tritt, kaum den Schatten einer pfeifenden Spitzmaus geboren hat, hebt sich nun dieses Buch wie ein Regen-, Sieges- und Friedensbogen ab, auf dem es als sein eigener Bote sich selber als seine Frohe Botschaft bringt.

Wie ein schlichter Engel des Testaments tritt es unter uns blinde Tobias, deren Augen bössere Vögel als eine freundliche Ffirstschwalbe zugeschmissen haben. Darf es uns wundern, dass wir ihn nicht erkennen? Aber wohl aufnehmen sollten wir ihn als einen guten Gesellen, denn der junge Tobias wird ihn nötig haben, da es, statt eines, sieben große Fische geworden sind, die ihn fressen wollen.

Auch sonst hat sich wohl einiges an der alten Fabel geändert: die Ungeheuer haben keine Gallen; und wenn der junge Tobias zurückkehrt, so hat der alte inzwischen selber das Sehen gelernt – er sieht nun dem Gras in die Wurzeln.

Seine Enkel aber werden für ihre Weile « in heiligem Wandel und Leben bleiben, also dass sie angenehm sind vor Gott und den Leuten und allen, die im Lande wohnen . . . »

Sollte mich aber ein Leser fragen, wovon ich bisher geredet habe, so will ich ihm die Antwort schuldig bleiben.